

Hebericht. Die Nachseite der Poesie. — April-Ausstellung des österreichischen Kunstvereins. I. — Leben in London. Auf dem Lande. — Anecdoten aus dem Leben deutscher Dichter.

Die Nachseite der Poesie.

S. R. Das höchst tragische Ende des französischen Dichters Gerard de Nerval, der sich am 25. Januar Nacht in dem Stiller einer Kellerthür erhängte, hat in den Kreisen der literarischen Welt allgemeines Aufsehen erregt. — Einer Ihrer Correspondenten sagt: „Nerval war in seinem Wesen mehr Dämon als Mensch. Er erinnert in seinem Denken und Wandel an jene düsteren Erscheinungen in unserer Literatur, welche die Krankhaftigkeit, Zerrissenheit und den Schmerz eines Zeitalters auf sich darstellen.“ Es ist nur zu viel Wahres an diesen Worten. Solche krankhaften Geisteszustände haben schon oft epidemisch um sich gegriffen, z. B. in der Periode der Original-Genies, von welcher Germain sagt: „Eine unbestimmte Unruhe ergasste damals die Geister und trieb sie hier zur Größe, hier ins Verderben.“ Auch zur Zeit, als „Werthers Leiden“ erschienen, zeigte sich eine ähnliche Epidemie. Es brach eine wahre Fluth sentimentalischer Schriften herein, und — man erschoß sich links und rechts.

Allein wir sehen ähnliche Verhalten wie Gerard de Nerval nicht bloß in gewissen Zeitperioden auftreten; wir finden vielmehr, daß diese tragischen Begebenheiten dichterischen Naturen in den verschiedenen Geschichtsabtheilungen wiederkehren. Von Zeit zu Zeit fallen dunkle, schwarze Schatten in die Gallerie unserer poetischen Literatur herein. Der Grund dieser Erscheinungen dürfte wohl nicht allein in den Zeiterfahrungen, sondern auch anderswo zu suchen sein.

Es ist eine bekannte Thatfache, daß öfters wiederkehrende Grollationszustände poetischer Naturen sich nicht selten bis zum wirklichen Wahnsinn steigern. Schon Sokrates beobachtete, daß bei Dichtern und Künstlern, bei denen die Einbildungskraft in einer gehoberten Aufregung begriffen ist, Geisteskrankheiten im weitesten Sinne des Wortes verhältnismäßig am häufigsten vorkommen. Diese Beobachtung fand beiher ihre volle Bestätigung. „Unter den verschiedenen Seelenkräften“, sagt Dr. Hobnbaum in seinem Buche: „Physische Gesundheit und Zurecht“, „scheint die Einbildungskraft, wenn sie die Geradsicht über die Vernunft als sich regiert und sich zur dominirenden Macht in dem Menschen auswirkt, vorzüglich leicht zum Wahnsinn zu führen. Dies beweisen nicht allein die vielen Fälle von religiöser Schwärmerei, welche mit Wahnsinn endeten, sondern auch die zahlreichen Beispiele ausgezeichneter Dichter der älteren und neueren Zeit.“

Wir wollen hier einige dieser Beispiele vorführen. Gottfried Eichler, der im Jahre 1746 zwei Bände Poesien herausgab, entsagte schon früh allen ernsten Studien und warf sich, unbeschümmert um die Wirklichkeit, ganz der Dichtung in die Arme; allein er geriet bald in die blühende Armut, wurde schwermüthig, zerfiel mit dem Leben und fiel endlich dem Wahnsinn anheim. Dasselbe traurige Los, wahrscheinlich zu werden, hatten Kiedel und Zimmermann.

Witte, dessen Gedichte im Jahre 1786 in Dresden erschienen, wollte mit aller Gewalt — Dichter werden. Er litt aber fortwährend an nervösen Irritationen und hypochondrischen Anfällen. Eines Tages wurde er von den heftigsten Verhängnissen und den schauerlichsten Vorstellungen gequält. Er sprang in seiner Wohnung wild herum und schrie zu seiner Mutter, man solle ihn fesseln, denn er glaube, er sei verrückt. Diese Fesseln war nur zu sehr begründet. Es erfolgte eine heftige Raserei. In einer Nacht entfloß er seinen Wärtern, ließ einen Tisch zu, und fand in demselben, was er gesucht — den Tod.

Bei dem Dichter Ephraim Moses Kohn, dem Freunde Mendelssohns und Lessings, zeigte sich schon in den ersten Jahren seines Auftretens ein tiefer innerer Unmuth. Er richtete sein Vermögen zu Grunde, durchzehrte Europa und verfiel in eine große Schwermuth, die bald in Wahnsinn ausartete. Er starb in diesem Zustande im Jahre 1790. Zum Jahre 1792 erschienen in Zürich zwei Theile seiner Gedichte; „die besten Gedichte“, sagt Bauer in der „Gallerie der berühmtesten Dichter“, „ließen dieser Dichter in einem Mittelzustand zwischen Wahnsinn und Vernunft, und wenn er nicht im Stande war, vernünftig und zusammenhängend zu sprechen, da konnte er doch noch — dichten und schreiben.“

Reinhold Lenz, dessen Genialität bei Goethe und Wieland allgemeine Anerkennung fand, hüllte oft plötzlich einen so starken Anbruch von dichterischen Ideen in sich, daß er mitten in der Gesellschaft ausrief: „Geht mir Feder, Tinte und Papier, ich laun es nicht mehr ausbalanciren.“ Er schrieb viele Schauspiele und Romane und lebte ganz regellos. Bald

aber wurde dieser Anbruch von phantastischen Vorstellungen in ihm so mächtig, daß dadurch der Verstand immer mehr und mehr verdrängt wurde. Er irrte noch in diesem halbmaden Zustande, in diesem Streite mit sich selbst eine Zeitlang unruhig herum, bis endlich die volle Macht des Wahnsinns über ihn hereinbrach. Im Jahre 1792 endete er sein trauriges Dasein. Seine hinterlassenen Gedichte wurden im Jahre 1828 in Tübingen herausgegeben.

Der Dichter Freiherr v. Sonnenberg offenbarte schon in seiner frühesten Jugend eine ungemein lebhaft und kühne Phantasie. Er begann bereits im ersten Jahre zu dichten und entwarf, noch nicht zwölf Jahre alt, schon den Plan zu dem Gese: „Das Weltende“, das später in zwei Bänden erschien. Mitten in seinen poetischen Aufregungen und Arbeiten ergriß ihn der Wahnsinn. In diesem Zustande machte er im Jahre 1805 durch einen Sprung aus dem Fenster seinem Leben ein Ende.

Auch bei Johann Karl Wegel, der ungemein viele Gedichte, Romane und Theater schrieb, war die Phantasie das hervorragende Element. In Wien genoß er als Theaterdichter die Gunst Joseph II. Er lebte aber bald wieder nach Leipzig zurück. Hier zeigten sich bald die deutlichsten Spuren des Wahnsinns, und dieser triebte bald einen solchen Wahn, daß Wegel sich „Gott-Wegel“ nannte und auf seine Werke die Worte schrieb: „Opera dei Verboten.“ — Er ließ sich Bart und Haare wachsen und lebte jeden Besuch ab. Im Jahre 1817 erlöste ihn der Tod von seinem Leben.

Der Dichter Hölzerlin fühlte sich bedrängt von einem tiefen Seelen-schmerz gequält, den er vergessend durch Sinnenrausch und Ausschweifung zu überwinden suchte. In seinem 32. Lebensjahre zeigte sich schon der wirkliche Wahnsinn. Er schrieb noch im Jurefeste viele Gedichte. Bald aber mußte er in eine Irrenanstalt gebracht werden. Vom tiefsten Wahnsinn umnachtet lebte er noch einige Jahre bei einem Tischler in Tübingen und starb endlich im Jahre 1843.

Das traurige Schicksal Lenau's ist bekannt genug.

Auch viele ausländische Dichter trafen dasselbe Los. Wie früh wurde nicht Lasse vom Wahnsinn ergriffen! Als Montaigne im Jahre 1579 Italien besuchte, fand er den großen Dichter schon im St. Anna-Spitale zu Ferrara unter den Verwunden. Wie bezeichnend läßt Goethe seinen Tasso sagen: „Der Dichtergott brennt mir die Kraft des Denkens auf der Kehle.“ Die Thaten des großen Dichters Gilbert starb im Wahnsinn. Noch im Tode vertritt er eine Dör. Viele berühmte englische Dichter, wie z. B. Chatterton, Henry Carey, Robert Southey u. s. w. unterlagen demselben Uebel. Chatterton nahm Gift, um sein Leben zu enden. Henry Carey verfiel in eine tiefe Schwermuth und nahm sich in diesem Zustande das Leben. Southey, der productive und phantasievolle Dichter Englands, starb als Wahnsinniger im Jahre 1843. Das erste Heft des „American Journal of insanity“ vom Jahre 1844 führt eine Reihe englischer Dichter an, die in Wahnsinn verfielen.

Aber noch mehr als der Wahnsinn trat unter den Dichtern der Selbstmord auf. Schon vor einigen Jahren wies die Allgemeine Zeitung auf jene deutsche Dichter hin, die in Schwermuth verfallen und — sich das Leben nahmen. Seither hat sich die Zahl dieser Unglücklichen leider wieder bedeutend vermehrt!

Johann Heinrich Meißner, der unter dem Namen „Reinhold der Jüngere“ schrieb und fernezeit besonders zu Götze in einem sehr hohen Verhältnisse stand, verfiel in späteren Jahren nach und nach in eine so hypochondrische Erbitterung und trübe Stimmung, daß er, das Leben überdrüssig, selbst sein Dasein endete. Viele seiner Poesien sind so originell und mit einer so kühnen Phantasie geschnitten, daß man bisher Bedenken trug, sie herauszugeben.

Heinrich v. Kleist, der unsterbliche Dichter des Prinzen von Homburg, Räubers von Heilbrunn, des zerbrochenen Kruges und der meisterhaften Erzählungen Michel Kohlhaas, Marouffe von D., Verlobung auf San Domingo, Erbdenken auf Götze, war schon von Natur aus eines sehr erregten Geistes. Er schwelte lange zwischen Wahnsinn und Selbstmord, bis er endlich, nachdem er früher ohne Erfolg Gift genommen, sich und seine Geliebte im Jahre 1811 erschöß. Götze sagt, daß die Nähe Kleist's in ihm immer Schauer und Aßchen erregt habe.

Daniel Leffmann, der viele Romane und Novellen, unter Anderem: auch das „Wanderbuch eines Schwermüthigen“ schrieb, erhängte sich in einem Unfall von Schwermuth im Jahre 1831 zwischen Leipzig und Wittenberg an einem Baum.

Alexander Jäger, der Dichter des Trauerspiels „Masaniello“, griff schon in der Blüthe seines Lebens zum Selbstmord.

Friedrich v. Haupt, der Verfasser der „Monatsreifen“, der „Blüthen-

fränge" und vieler anderer Dichtungen, endete im Jahre 1832 in Paris freiwillig sein Leben.

Herbmann Raimund, der treffliche Komiker und Lustspielbildner, machte im Jahre 1836 durch einen Pflasterstich sein Leben ein Ende.

End von der Burg, der Dichter und Architekt, der die *Wiesle* über Goethes *Janh*, *Das Bild der Nereide*, den *Don Alvaro* und viele andere Werke herausgab, erlitt sich im Juli 1843 von seiner inneren Gedrängnis und Jerriffenheit in den Wällen des Donaustromes.

(Schluß folgt.)

April-Ausstellung des österreichischen Kunstvereins.

I.

L. Sp. Für den künstlerischen Ruf des Professors Philipp Holz in München würde es ohne Zweifel vortheilhaft gewesen sein, wenn sein großes historisches Gemälde: Kaiser Friedrich und Heinrich der Löwe in Chiavenna, den Augen eines kunstsinntigen Wiener Publicums nur auf kurze Zeit wäre ausgestellt worden, während es jetzt weit über die übliche Ausstellungszeit hinaus an der historischen Wand des österreichischen Kunstvereins hängen bleibt. Noch in unserem jüngsten Kunstberichte, als wir eine kurze Anzeige des in Rede stehenden Bildes gaben, glaubten wir eine Notizung desselben antreten zu können. Wir hatten uns getäuscht. Offen gehalten, das Bild hält den betrachtenden Blick nicht aus, es kann nicht beharren auch vor der mildesten, gemüthslosen Kritik. Denn wenn es die Art echter Kunstwerke ist, der sinnenden Betrachtung, je länger je auf derselben weilt, desto mannigfaltigere Reize zu erschließen, so liegt es im Wesen von künstlerischen Verstandesgeschöpfen, daß sie vor dem scheinbaren Auge immer mehr in die Krämpfe gehen. Während der in Rede gefangen und in den Tümpeln der Bewunderung genommen wird, steigt er hier seine scheinbaren Triumphe, vor dem Genius ein Knecht, fällt sich der Verdamm, sobald er das Gebiet der Reflexion überschreitet, ein selbstbewußtes Meister. So ist es denn eine seltsame Empfindung, eine Empfindung, gemischt aus Bewundern und verächtlichen Selbstverleumdung, welche aus dem historischen Gemälde von Holz gegenüber erfüllt. Der Gegenstand des Gemäldes ist gewiß kein unangenehm; die gegenseitige Zehde des Allgemeinen und Besonderen auf weltlichem Gebiet, welche recht als der bewegende Nerv der deutschen Geschichte betrachtet werden kann, verbunden mit dem halb offenen, halb verdeckten Kampfe zwischen Kirche und Staat, liegt sich in Friedrich Norbhart und Heinrich Wolf zur glänzenden Persönlichkeit. Die Geschichte ist kein Gegenstand, der nur der Vergangenheit angehört, es ist vielmehr der leuchtgewordene Geist der deutschen Geschichte selbst. Wenig Bedenktigkeit der Gensbildungskraft und wenig Willkür vorzuziehen, um jenes betrübende Ereignis von Chiavenna mit den Vorfällen der jüngsten Periode in ungezwungener Beziehung zu bringen. Nur die Scene hat gewechselt, die Tragödie ist dieselbe geblieben. Jener famose Kniefall ist aus dem Außerirdischen ins Weltliche überführt worden.

Wie nun hat der Künstler diesen weltgeschichtlichen, eminent deutschen Vorwurf behandelt? — Er muß sich ihm nicht vollkommen gewachsen gefühlt haben, denn er hat einen beträchtlichen Schwierigkeit desselben aus dem Verborgenen. Vor Heinrich dem Löwen liegt auf dem Knie Kaiser Friedrich, den trostigen Vasallen um Schand gegen die aufständischen Lombarden stehend; der Wolf beharrt in seinem Trotz, während Dietrich von Euzgund, des Kaisers Gemalin, diesen an seine Würde als Reichsoberhaupt und sich zu erheben mahnt. Einer von Heinrichs Männen, Jerdanus Truchseß, raunt seinem Herrn die bekannten Worte ins Ohr: „Herr, die Krone, die ihr zu euren Füßen gesehen habt, wird bald euer Haupt schmücken.“ Auf den Gesichtern, in den Bewegungen der umstehenden Männer- und Frauengruppen spiegelt sich der Inhalt des verhängnisvollen Augenblicks je nach der Richtung des Sinnes auf verschiedene Weise ab. Der Anblick dieser Scene in ihrer großen Fülle der staatsrechtlichen Verhältnisse würde unerträglich sein, wenn ihr die Platonische nicht einen gerechten Abkömmling, eine verjüngende Perspektive zu geben trachtete. Erstes Jahre später (1818), auf dem Reichstage zu Erfurt, liegt Heinrich der Löwe, gedemüthigt, zerknirsch, am Ende stehend vor demselben Kaiser, der ihn einst stehend die Knie umfassen hatte.

Es leuchtet von selbst ein, daß der Künstler die Kraft seiner Charakteristik von Allem auf die beiden Hauptgestalten verwenden mußte. Er wollte sich diese Aufgabe erleichtern, indem er Kaiser Friedrich dem Beschauner den Rücken lehnen, die Züge des Angesichts dagegen nur errathen ließ. Oder verweichte es vielleicht dem Künstler der patriotische Sinn, das Aussehen des emigrierenden deutschen Kaisers dem ungemüthlichen Tagelöhner auszusprechen? Wenn aber dieser Gegenstand zur bildlichen Darstellung einmal gewählt werden sollte, so mußte man auch den Muth haben, denselben in seiner ganzen Heftigkeit wiederzugeben. Wird uns der Anblick der kal-

ten Züge vorzuenthalten, so kommen wir um ein gutes Theil des gerechten Zorns, welchen der Gegenstand in uns erwecken muß. Daß unsere Leidenschaft dabei zu kurz kommt, können wir dem Künstler nicht verzeihen. Was soll uns nun ein Stütz Maße, Wangen und Stirn, ein rathselhaftes Bart? Was der prachtvolle, unbewegliche Mantel, unter welchem nichts zu sehen scheint? Das bishigen Gesicht läßt keine bezeichnenden Ausdruck zu, und die Gestalt sagt weiter nichts, als daß sie kniet. Von Gemelli hat man gesagt, daß seine Figuren ohne Kopf genau daselbe ausdrücken würden, was mit demselben. Wie Holz ist dies nicht der Fall. Wir vermögen hier lebhaft den Kopf. Man bedauert, daß der Künstler zu seinem Kaiser den schönen Kopf jener Wälfische nicht benutzte hat, welche sich am Portal der Hauptkirche zu Trevison befinden.

Aber vielleicht hat der Componist dieses Verhältniß bei der Charakteristik von Heinrich dem Löwen doppelt eingebracht. Ja und nein. Er hat hier nämlich in diesem Stille sein Möglichstes geleistet, allein ohne glücklichen Erfolg. Die Geschichte erzählt von Heinrich, wie er bei Friedrichs Fußfall innerlich erschrocken, wie er den Kaiser von der Erde aufzuheben strebte und wie er gleichwohl in seiner Verthörung beharrte. Diese widerstreitenden Gemüthsbewegungen, welche reicher Stoff für einen charakteristischen Pinsel! Holz malte uns eine hässliche Gestalt mit breiter Brust und Schultern, hierabildendem Hals, trübsamen Gesichts und Armen. Der ganze Mann liegt in Gift. Alle Bebingnisse, welche zu einer kräftigen männlichen Erscheinung erforderlich sind, finden wir Stück für Stück, leider fehlt nur die harte künstlerische Empfindung, welche diese Einzelheiten zu einer ganzen, überzeugenden Gestalt zusammenzuballen im Stande gewesen wäre. Mit dem Ausdruck der Schwermüthigkeit sieht es nicht besser. Das Gesicht drückt nur einen ganz abstrakten Troz aus, anstatt einen Widerstreit verschiedener Gemüthsbewegungen sichtbar zu machen, in welchem der Troz die Oberhand behält. Die Behandlung dieser Gestalt erinnert uns lebhaft an jene künstlerische Darstellungsweise, die man in Münchens herzoglichen den „Aradenysen“ genannt hat. Unter den Aradenysen nämlich, welche den Hofgärten zu München umgeben, befinden sich eine Reihe von malerischen Darstellungen aus der bairischen Historie. Gemalt sind diese von einem Hainkeim begeisterter Schüler des Peter Cornelius, welches dem Meister gegen das Ende der zwanziger Jahre von Düsseldorf nach München gefolgt war. Diese trugen damals nichts in der Gensbildungskraft, als die gewaltigen Reden und mannhaften Weiber des Wilhelmusliedes, den jugendlichen Bräutigam, der dem jungen Hagen, den Dietrich von Bern, die Gensbildung und Bräutigam! Es ist nun aus die deutsche Reichshistorie an, und schenkt jene unzulässigen, geschwollenen Hebeln, jene rothen, bloßen Gesichter mit den wildhervorblühenden blonden Haaren, jene unbändigen, knurrigen Heißergerichten im Harnisch, aus welchen die Bohrer von Dackern und anderen ungeliebten Ortschaften, wenn sie an Sonn- und Montagen in die Stadt herbeikommen, mit blöder Bewunderung ihre ästhetischen Begriffe und Aufschäumen beschreiben. Unter jener Schaar von Cornelianern finden wir auch Philipp Holz. Auch er hat sich auf jenen Wandflächen bewogen. Seit jener Zeit hat er auf anderem als historischem Gebiet ganz Achtenswerthes geleistet, und besonders in jener Zeitgenossen, den man vor Jahren auch in Wien gesehen, ein Gemälde aus eisenstem Verdienst. Allein im Geschichtsbuch konnte sich Holz von den Traditionen der Jugend nicht vollständig loswinden. Das Aeußere, was ihm hier gelang, war: jene Ueberschneidung zu idealisieren. Der sprechende Commentar zu dieser veredelten Richtung bildet das gegenwärtige Historienbild. Die gelungenste Gestalt in diesem Sinne ist Heinrich der Löwe; jener lange Ritter in der Gruppe links, Otto von Wittelsbach vorstellend, streift jenen bedenklich an die alte Linatur, und vollends der flüchtige Jorbanus Truchseß ist ganz ein Rückfall in die alibetliche Manier. Ganz grimmer Hagen, halb leidiger Teufel grinst er als Caricaturhafte hinüber.

In den weiblichen Bestandtheilen des Holz'schen Bildes macht sich der Einfluß einer anderen Richtung bemerkbar — der Wilhelmuslied'schen. Ein Strich nach münchlichem Wesen spricht sich in der Gemalin des Kaisers aus. Die Gestalt ist aber nicht ganz und heil aus der Pflanze gegangen. Als eisenstem laublos in Zeichnung, Bewegung und Farbe kniegt sich die Frauengruppe hinter der Kaiserin an. Nicht als könnte man glauben, Kaulbach habe diese Gruppe gemalt, sondern seine Art und Weise findet sich darin äußerlich nachgeahmt. Daß eine solche Mischung verschiedener Richtungen der Einseitigkeit des Geistes beträchtlich Eintrag thut, liegt auf der Hand. Wie mit beiden Händen scheint dieses Bild gemalt zu sein, die eine Hälfte mit der rechten, die andere mit der linken. Das Uebelnachste am Ganzen ist der archaische Bestandtheil.

Wir wollen die Mängel der Composition nicht weiter ins Einzelne verfolgen, wir würden, je mächtiger wir der Hand gar zu betrübten zusammenzuschreiben. Um noch ein Wort über die angewandte Malweise zu sagen, so ist sie im Ganzen hart und oberflächlich. Wie eine trodene

um bei der neuesten Aufgabe seiner Geblüthe sein Bildniß; ein schöner Kopf mit einem sehr geistreichen Gesicht. So umgaher mußte er nach dem Geir seiner Geblüthe auch aussehen, und dieses Bild von ihm schwebte mir vor, als sein Gesicht mir gemeldet wurde und er zu mir eintret. Aber welches Gesicht! Joch glaubte ich ein Gespenst zu sehen. Ein bleiches, nichts-fagendes Gesicht, matte Augen, eine gemeine Gestalt, so lebloß und harr — kurz, ich konnte mich in der Erscheinung nicht zurecht finden und benahm mich so ungeschickt, daß mein Wachsen und Verhalten auf Matthißen sehr widerwärtig mußte. Wir konnten zu keinem ordentlichen Gespräch kommen, und Matthißen empfahl sich mit Entdrücken und Meinungen, die nicht fortwähren sollten. Gehen Sie zu ihm, er logirt im Schwan; sagen Sie ihm — ja, sagen Sie ihm, daß er wohl wissen würde, welche leuchtende Stimmungen Richter zuweilen haben könnten, die jedoch als flüchtige, im Grunde verenslose Dinge anzusehen wären. Sagen Sie ihm, daß ich nicht rufen könne, bis ich ihn wieder sehe, daß ich dann Alles schon finden würde, und daß, wie ich von selbst verändere, mein Haus während seines Aufenthalts in Weimar das feinste wäre. Das Alles sagen Sie ihm, und geben Sie je eher je lieber! Ich eilte zum Schwan, und trat in eine Stube, wo Matthißen auf einem kleinen Tische saß und schrieb. „Wenn Sie vielleicht“, sprach ich nach einer Weile, „über Ihren Besuch bei Wieland schon etwas in Ihr Tagebuch eintragen möchten, so bitte ich Sie, damit noch ein wenig zu warten.“ — „Matthißen kann betreffen auf und fragte: „Wer sind Sie?“ — „Meine Person ist hier gleichgültig“, erwiderte ich; „die Sache ist, daß Wieland mich zu Ihnen sendet mit einem Auftrage, dessen ich mich nicht ohne Theilnahme meines Herzens entledigen kann.“ — „Ich sagte ihm umfänglich, was Wieland mir aufgetragen hatte, und sagte hinzu: „Sie können wohl denken, daß Wieland Sie liebt, und daß Sie auch abridgen hier nur Verehrer finden können.“ — „Matthißen's Gesicht kehrte sich mit einer unwillkürlichen Nührung auf, die auch mich ergriß. Sein bleiches Gesicht und matte Wesen war natürlich er hatte an einem Fieber gelitten, wovon ihm noch Schwäche zurückgeblieben war. Schon nach einer Stunde war er wieder bei Wieland.

Wieland über Jean Paul.

„Kennen Sie einen Dichter, der sich Jean Paul Friedrich Richter nennt?“ fragte Wieland mich einmalm. — „Ich sprach: „Nein.“ — „Kennen Sie also nicht den „Hesperus“? Oder haben Sie wenigstens nicht die „Unschätzbare Kegel“ gelesen?“ — „Nein.“ — „Nun, so können Sie nicht, damit bekannt zu werden.“ erwiderte Wieland; „Ich befinde mich in einem eigenen Luth und verwilligen Zustande. Ich lese bis „Hesperus“ im Dichtern, wie mir im Laufe meines bisherigen Lebens nicht vorgekommen ist. Bald bezugnehm mich hohe Genialität, eine Phantasie mit mächtigen Mächtigkeiten, und ein Gefühl, dem sich das innere Menschliche und Göttliche anschließt; bald beleidigt und empört mich eine bis zum Ulfen getriebene Ueberempfindung, Aufgeschmack, Albernheit und Gemeinheit. Zwanzigmal habe ich das Buch unwillig weggeworfen und immer muß ich's wieder zu Hand nehmen. Es ist ein außerordentlicher Genies, der in dem Jean Paul Friedrich Richter auf unsere literarische Bühne tritt. Ich sagte verhin. Sie sollten nicht fäumen, mit ihm bekannt zu werden; aber ich weiß nicht, was an rathsamsten sein möchte. Schatzpoete hat schon Manchem den Kopf ein wenig verrückt, aber Jean Paul ist noch viel fähiger dazu. Nehmen Sie sich also in Acht!“

Wieland und General Sebastiani.

Der bekannte französische General und Diplomat Sebastiani besuchte Wieland und überhäufte ihn mit großem Lobe über seine literarischen Leistungen, wobei er besonders hervorhob, daß Wieland der erste deutsche Schriftsteller sei und der deutschen Sprache die Ehre und Würde gegeben habe. Den Gelobten verlor es aber, sich auf Kosten seiner Freunde Klopstock, Lessing, Herder und Goethe lobwunden zu hören und er wurde übellaunig. „Haben Sie denn“, fragte er endlich den Sprecher, „die Autoren gelesen, über welche Sie so den Stab brechen?“ — „In einer Uebersetzung“, entgegnete Sebastiani. — „Nun wohl! Ich lese sie viermalwöchentlich Jahren als französischen National-Schriftsteller im Original, und wage kein solches Urtheil.“ — Das war Deutsch gesprochen von Wieland, und Sebastiani wird später wohl unter den auswärtigen Angelegenheiten die der deutschen Literatur als die widerwärtigen betrachtet haben.

Der Schreden im Walde.

Von einem Augenzeugen.

In der sogenannten Banfische des Neuhaß-Ortsischen Waldes war s in einer Kugel-Platz i des Jahres 1821 oder 1822 sehr unruhig hergegangen. Sie liegt sehr romantisch einarm am Fuß eines Berges, wo die Waldung ausgereicht hat, und der Weg im Aufstehen der weiten, herrlichen Umgebung nach Pöndel und Saalfeld hinüber führt. Der Wald

ist brüchig durch viele Tögen aus alter und auch neuerer Zeit; ein Theil davon heißt sogar jetzt noch das Merdthal. Kein Wunder, wenn ungewöhnliche Erscheinungen Furcht erregen; vollends in der Nacht. Nun traf es sich aber, daß gerade um Mitternacht, als der Wirth jener Banfsche — gewöhnlich nur der Banfscheiser genannt, weil er seines Handwerks ein Fleischer ist — mit den Seinigen zu Bett gegangen war, ein furchtbarer Sturm von der Höhe sich erhob. Zitternd öffnete nach langer, ängstlicher Zögerung endlich die Wirthin, und siehe da! ein großer, wie sie erzählte, „baumstarker Stiel“ stand stehend vor ihr, einen dicken Knetstock in der Hand und einen großen Hund neben sich. Der hätte nicht bange sein sollen! — „Mit lauten Ausrufen des Unwillens über das lange Warten trat er ein und warf sich ohne weiteres auf die Stenbank ober den Hellenstein, wie man sie insgemein nennt. Die Nacht ging in ungewisser Erwartung hin, denn man betrachtete den unheimlichen Gast als den Verkörper einer Mäuerbande, und der Morgen verstrichete noch nicht alle Sorgen. Ein sonnenverbranntes Gesicht, Hals und Brust ganz entblößt, von gleich brauner Farbe, erhob sich vom unansehnlichen Lager. Ein schlichter, leichter Ueberrock, lange leinwandne Beinkleider und plumpe Reifstühe vollendeten das Bild eines unheimlichen Bewohners der Wälder; der wieder ergriffene Walschepter und der zeitige Gefelle daneben bräutigen zum Ueberfluß, daß der Schreckensmann von geizig war. Mit dem Frühesten brach er auf, nachdem er mit einem sehr groben Krähnhorn vorlieb genommen hatte. Als er den Banfscheiser in dem abgesehenen Triche dicht neben der Scheite finden sah, nahm er Theil daran. Man gab ihm dazu ein Paar alte Stiefeln aus dem Hause, mit diesen hietete er ruhig in dem Schlamm herum; darauf gab er in der Stube die schmutzige Fußbekleidung dem Eigenthümer zurück, wofür einen Spezialbesand als Entschädigung für Alles auf den Tisch und ging davon. — Kein Mensch wagte aus der Erscheinung Flug zu werden. Alles stand im geistigen Widerspruch an ihm, Armuth der Kleidung und Reichthum des Tactes, Gemeinheit der Bedürfnisse und die Ungemeinheit der Sprache und des Wohlgefallens an den Naturerscheinungen der Gegend. Ein Wetter kam! es nicht fern, und auch nicht wohl ein Mäuer, wenigstens verriet er seine Lust zur Ausübung seines Handwerks. — „Ein Gelehrter jedenfalls“, meinte das Publikum vom Herrnhof, als sie den Bericht der Schönwirthin von dem nächsten Alenteure auf dem Heide beim Schreiben des Stretches an einem Morgen vernahm; „ein etwas malpropres Genie, ein Dichter, der die Muse der Einsamkeit nicht, vielleicht nur ein Sondernling, der auf diesem Wege nach Auszeichnung jagt; vielleicht Alles zusammen.“ — Sie hatt' es kaum gesagt, als die Banfscheiser plötzlich aufstiege. „Ach, da kommt er, da kommt er!“ sagte er, „Gnade auf uns los!“ — Wirklich sah Jene die abentheuerliche Gestalt, welche sich der Beschreibung wehrt, den Feldrain aus dem Walscheifer heraus kommen, und konnte sich einer Annäherung von Dichter nicht wehren. Nach einer einfachen Begrüßung und Verbeugung der Gegend nahm der Fremde auf einem schiefen Weg, der ein Fragment Tälchens aus der Tiefe und schiefes Land, erhob sich dann, fragte nach dem nächsten Wierhofe und stieg leidend und schreibend wieder hinauf, wo er bald darauf verschwand. Niemand hatte sich getraut, ihn über den Stand und Namen zu fragen. — Nach dreien Tagen sah man dieselbe originelle Gestalt in dem Gehäuf des nahegelegenen Städtchens mitten unter Juhlanten bei einer flüchtigen Wein gien. Augenblicklich wurde der Wirth über ihn gefragt. „Das ist ein großer, wohlbekannter Dichter“, erklärte dieser, „der da unter den Juhlanten nun sitzen und liegen will. Er heißt Jean Paul!“

Gellert.

In Gellerts Lieblingschälern lebten die Herren von Bevern, deren Einer seiner Mutter die Schriften Gellerts schenken wollte und ihn bat, ein paar Zeilen auf die innere weiße Seite des Deckels zu schreiben. Der Dichter that es gleich als dem Stetzeis mit Nachsichtem:

„An die gnädige Frau von Bevern in Rensf.

Das Publikum als Autor unterrichten
Wit Gellert und Anna ist zwar schwer,
Jedoch sein eigen Haus von allen feinen Mächten
Hilf Mutter und als Frau und rüchlich unterrichten
Duch Kehr und Beispiel: das ist nicht.
Rensf. den 15. Mai 1763.

Der Frau Staatsrätin von Bevern, der zu ihren lieben Söhnen mit frohem Gehen Glück wünsche, empfehle ich mich mit aller Ehrerbietung zu Gnaden.

Gebirgian Fürstergott Gellert.“

Ein paar Monate nachher überbrachten die Herren von Bevern ihrem Lehrer einen Brief als Geschenk von ihrer Mutter und Frau von Bevern hatte dazu weiter nichts geschrieben als:

„Lieber Gellert!

Einen solchen Lobredner muß ich mir warm halten.“

Gellert war von sehr schwächlicher Leibesbeschaffenheit und zuweilen äußerst schwermüthig. Die Ursachen zu seiner steten Kränklichkeit waren besonders in der aus Noth gebotenen Anstrengung bei den Arbeiten zu „Bogles Wörterbuch“ zu suchen; das Uebel, was er sich dabei holte, nahm mit den Jahren immer mehr zu, so daß Gellerts Fähigkeit sich unterbrechen wurde. Als er einst in seiner Lehnung außerordentlich viel litt, schloß er sich sehr zeitig mit den Worten: „Meine Herren, ich sit heute so schönes Wetter — ich bin sehr krank — Sie sind Alle geleitet als ich leben Sie wohl!“ — Es war kurz vor seinem Tode.